

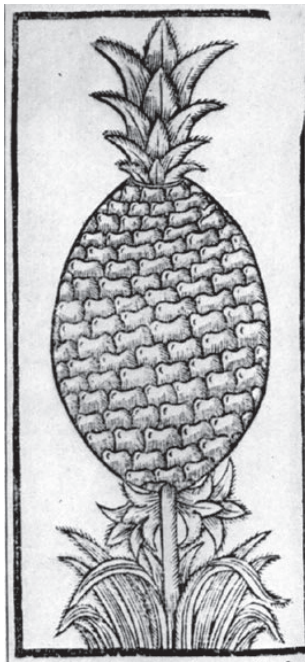
Florian Borchmeyer

Die Ordnung des Unbekannten

Von der Erfindung der neuen Welt



Matthes & Seitz Berlin



Mo e' ven e dè che da la pórtà de' zil
e casca zò una vòusa dróinta la pòrbia.
La cmanda che vénga fura l'òm
che l'à inventè la ròba d'ògni sorta:
la róda, i arlózz, i nómar
e al bandíri par la strèda.
Alòura u s'èlza Admao e a tèsta èlta
e va sòta ch'la Luce Granda
par dói che e' mèl ch'u s'éva dè
l'era in zóima a una speda.

Tonino Guerra, Il Miele

Inhalt

I. VON DER HEREINKUNFT EINES UNERWARTETEN KREISES

Erfundene Entdeckungen.....	13
<i>Inventio</i> und <i>copia</i> : Textfülle, Textauswahl, Textgattungen.....	29
A-Topien, U-Topien: Die Magnetisierung des Unbekannten	37

II. VON DER ERFINDUNG DER NEUEN WELT

Jahrestage.....	41
Die <i>invención de América</i> :	
Entdeckung, Konzeption, Fiktion, Lüge?.....	55
Diskurs-Inventionen.....	70

III. DE INVENTIONE UND DER ORBIS NOVUS

Der inventive Januskopf: Erfindung und Entdeckung.....	77
<i>Die Erfindung im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit</i>	77
<i>Göttlichkeit und Geniegedanke</i>	84
<i>Finder, Schinder, Erfinder: Geschichte einer Komödie der Irrungen</i>	90
Aufstieg und Fall der <i>ars inveniendi</i>	100
<i>Entdeckendes Finden: Die antike Tradition der inventio</i>	100
<i>Der Druck im ›Wachs des Herzens‹</i> :	
<i>inventio, memoria und die antike Seelenlehre</i>	107
<i>Augustinus und der Fund im Gedächtnis-Palast</i>	112
<i>Die Usurpation des Bildes</i>	116
<i>Triumph der Invention</i> :	
<i>Die Methode der loci als Ordnung des Wissens</i>	125
<i>Trügende Bilder, erblindende Spiegel</i> :	
<i>Fehler im System der Wissens-Invention</i>	136
<i>Austreibung des Bildes</i> :	
<i>Die Kritik der Invention durch Descartes und Port-Royal</i>	142
Francis Bacon: Invention der Neuen Welt,	
Invention der Neuen Wissenschaft.....	145
<i>Erfindung des Neuen, Neuerfindung der Erfindung</i>	145
<i>Die Verbannung des Bildes aus der Erfindung: Bacons Idola-Lehre</i>	152
<i>Die Analogie von globus materialis und globus intellectualis</i>	157
Die inventio Amerikas und das Ende der Topik.....	165

IV. VON DER ENTDECKUNG DER WELT DES NEUEN

Der erfundene Stammbaum: <i>invenire</i> und <i>detegere</i>	171
<i>Die Hülle des Vergessens</i>	171
<i>Die Erfindung der ›Detektion‹ und die Demarkation der Welt</i>	174
<i>Medea oder die erfundene Prophezeiung</i>	186
Christopher Kolumbus: Entdeckung als Exegese der Schrift.....	200
<i>Kolumbus, der verdeckte Entdecker?</i>	200
<i>Die Lettern avant la lettre: Prophezeiung und Primat der Schrift</i>	205
<i>Das wiedergefundene Paradies</i>	211
Amerigo Vespucci: Entdeckung als Ausbruch aus der Schrift.....	217
<i>Die Neuerfindung der Entdeckung</i>	217
<i>›Andavamo a vedere il mondo‹: Primat der Welt vor dem Text</i>	222
Ursprungsmythen: Bilder im Nebel, geschenkte Schriften.....	229
<i>Hernán Pérez de Oliva und die Erfindung des Neuen aus dem Bild</i>	229
<i>López de Gómara und die ›Legende vom Namenlosen Steuermann‹</i>	234
Der vergessliche Gott: Fernández de Oviedo	
und die Entdeckung als Anamnese.....	244
<i>Die Austreibung der Fiktion</i>	244
<i>Entdeckung und Mnemonik</i>	248
<i>Die wiedergefundene Hesperiden</i>	252
<i>Das Gelesene und das Gesehene: Autorität und Empirie</i>	
<i>vor dem Problem des Neuen</i>	255
<i>Die Rache des Enterbten: Fernando Colóns Polemik gegen Oviedo</i>	264
Bartolomé de las Casas: Gottes Entdeckung,	
Teufels Erfindung.....	268
<i>›Sólo yo‹: Die Widerlegung der Vorgänger</i>	268
<i>Autoritäten ohne Autorität:</i>	
<i>Kolumbus und die Entdeckung wider Willen</i>	274
<i>Die ›Ent-Deckung‹ der Wahrheit</i>	281
<i>Die Erfindung der Lüge durch das Bild</i>	286
<i>Der Weg ist das Ziel: Methode und Menschenrechte</i>	293
José de Acosta: Invention als Substitution.....	298
<i>Die göttlichen Bergwerke:</i>	
<i>Amerika und die contemplatio ad amorem</i>	298
<i>Jesuitische Idola-Theorie: Substitution des Dings durch das Bild</i>	309
<i>Die paradigmatische Erfindung:</i>	
<i>Substitution des Worts durch die Schrift</i>	315
Die andere Erfindung: Ercilla, Garcilaso, Guaman Poma.....	320
<i>Spanische Waffen, araukanische Spiele: Ercilla, der ›Erfinder Chiles‹</i>	321
<i>Europäische Invention, indianische Imitation:</i>	
<i>Inca Garcilaso, Klassiker Amerikas</i>	325

<i>Der Neid der Erfinder: Guaman Poma,</i>	
<i>Vater des ›Dissidenten-Diskurses‹.....</i>	337
Die Spur des Namenlosen Steuermanns.....	347

V. VOM ERWERB EINER UNBEKANNTEN WELT

<i>Amère Amérique: Die bittere Welt der Wunder.....</i>	355
<i>Wunderbare Besitztümer.....</i>	355
<i>Von der Täuschung zur Enttäuschung.....</i>	361
<i>Vom Wunder zum Text.....</i>	366
Sprachmoderne:	
Der Schiffbruch des tradierten Zeichenmodells.....	371
<i>Der Schmerz des Kolumbus.....</i>	371
<i>Aristoteles und das Nashorn.....</i>	381
<i>Saussure und die Zigarre.....</i>	387
<i>Humboldt, der Blitz und das Lama.....</i>	400
Sprachmystik: Auf der Suche nach der Sprache des Paradieses..	415
<i>Der Neue Adam und seine zweite Vertreibung.....</i>	415
<i>Die Gemüse-Conquista</i>	
<i>und die Sehnsucht nach dem wahren Namen.....</i>	419
La invención del libro:	
Ursprünge einer amerikanischen Poetik.....	425
<i>Tropische Tropen: Hühnerfische, Pferdeseide</i>	
<i>und die Vermittlung der Metapher.....</i>	425
»Unordnung ist Ordnung«:	
<i>Fernández de Oviedos Poetik der Deponie.....</i>	434
»Dieses große Labyrinth«: <i>Inca Garcilaso's Poetik der Ruine.....</i>	444
<i>Schiffahrt und Schiffbruch des Textes.....</i>	456

VI. VON DER FINDUNG EINER ANDEREN ERFINDUNG.....467

Anmerkungen.....495

Editorische Notiz.....601

Literaturverzeichnis.....603

Wie wundervoll sind diese Wesen,
Die, was nicht deutbar, dennoch deuten,
Was nie geschrieben wurde, lesen,
Verworrenes beherrschend binden
Und Wege noch im Ewig-Dunkeln finden.

Hugo von Hofmannsthal, Der Tor und der Tod

I. Von der Hereinkunft eines unerwarteten Kreises

I.1. Erfundene Entdeckungen

Simonides von Keos, Verfasser des berühmten Grabepigramms auf die in der Schlacht von Thermopylai gefallenen Spartaner, war im thessalischen Krannon zu einem Gelage bei dem reichen Faustkämpfer Skopas geladen. Nachdem man ihm alle Festgäste vorgestellt hatte, trug der Sänger ein Preislied auf den Gastgeber vor, in dem er auch Kastor und Polydeukes Lob zuteil werden ließ. Nach der Darbietung erklärte der Hausherr in vulgären Worten, er werde dem Dichter nur die Hälfte des abgemachten Honorars zahlen. Die andere solle er sich gefälligst bei seinen Tyndariden abholen, denn die hätten in seinem Werk um einiges besser abgeschnitten als er, der Auftraggeber.

Wenig später bestellte man Simonides, zwei junge Männer wünschten ihn vor dem Hauseingang zu sprechen. Als der Dichter aus der Villa trat, konnte er niemanden finden. In diesem Augenblick, so heißt es, stürzte das Haus des Skopas zusammen und begrub die Festgesellschaft unter sich. Die hinzugeeilten Verwandten wollten ihre Toten bergen, doch wussten sie nicht, wo in den Trümmern sie suchen sollten. Beim Fund der ersten Lei-

chen mussten sie entdecken, dass diese durch die Heftigkeit des Einsturzes bis zur Unkenntlichkeit entstellt waren. Da ließ Simonides, der einzige Überlebende, die räumliche Anordnung der Gäste an der Tafel vor seinem geistigen Auge wiedererstehen; er rekonstruierte den Speisesaal, so wie er ihn vor dem Einsturz verlassen hatte. Um die Toten zu finden und zu benennen, so meinte er, müsste er nur die Ruinen des FestsaaIs abschreiten, um an den bildlich vorgestellten Orten des Gedächtnisses die verschütteten Körper wiederzufinden; um jedem Ort und jedem Körper das Erinnerungsbild des lebenden Gastes zuzuordnen – und auf diese Weise auch den Namen jedes anonymen Toten zu ermitteln.

Zu einer Bergung der Verschütteten sollte es nicht mehr kommen. Ein Erdbeben, dessen Vorbote das Unglück nur gewesen war, legte tags darauf das Städtchen Krannon in Schutt und Asche. Erst der deutsche Archäologe Heinrich Schliemann griff bei einer Forschungsreise durch Griechenland die antiken Quellen wieder auf, in denen die Geschichte von Simonides und seinem Erinnerungsbild aufgezeichnet waren. Ähnlich wie der große Entdecker mit Hilfe der homerischen Verse in Hissarlik die Burg des Priamos und in Mykene das Grab des Agamemnon wiederfand, so auch mittels der antiken Chroniken das Städtchen Krannon und das Haus jenes Festmahls. Schliemanns Expedition verdankte die zeitgenössische Forschung nicht nur die um fast zweieinhalb Jahrtausende verzögerte Identifizierung der Toten aus der Villa des Skopas, sondern auch mehrere unvergleichliche Beschreibungen der Baukunst und Plastik des frühen vorchristlichen fünften Jahrhunderts: Texte, die das Bild dieser Epoche in der späteren Wissenschaftsprosa nachhaltig prägten.

Nach seinem Tod konnten weniger wagemutige, aber präziser arbeitende Altertumsgelehrte nachweisen, dass Schliemann seinem Fund einen gravierenden Irrtum zu Grunde gelegt hatte. Bei der ausgegrabenen Stadt und ihren Bauten handelt es sich nicht um das frühgriechische Krannon, sondern um eine erst in späthellenistischer Zeit auf seinen Ruinen erbaute Siedlung, deren Namen aus den Fundstücken nicht einmal eindeutig hervorgeht. Nicht nur die Identifizierung der Toten aus dem Hause des Skopas erwies sich als reine Einbildung, auch die berühmten Beschreibungen seines Inventars entpuppten sich als wissenschaftlicher Irrtum. Fast ein halbes Jahrtausend trennte die vermeintlich klassischen Stücke von ihrer Wirklichkeit. Eines aber konnten die Forscher nicht mehr revidieren: die Spur von Schliemanns gleichermaßen emphatischer wie irreführender Wortgewalt in den künftigen Beschreibungen von Fundstücken aus dem griechischen fünften Jahrhundert.

Beide Geschichten sind erfunden. Cicero, oder ein von Cicero zitierter apokrypher Autor, hat sich den ersten Teil, die Erzählung von Simonides einfach lassen. Sie findet sich in ähnlicher Form in Ciceros *De oratore*¹, mit dem wenig vertrauenswürdigen Vermerk »man erzählt« (»dicunt enim«) und dem Eingeständnis, die Geschichte könne auch genauso gut von einem andern »Finder« handeln (»sive Simonides sive alius quis invenit«). Der zweite Teil, die Geschichte von Heinrich Schliemann, ist eine Fabulation des Autors der vorliegenden Untersuchung.

In ihrer Legitimität weisen die beiden Erfindungen jedoch einen bedeutenden Unterschied auf. Für Cicero ist die Einfügung von historisch unverbürgten Geschichten, Fabeln oder Legenden ein statthaftes Argumentationsmittel. Für den heutigen Autor von Sachtexten sind dergleichen Episoden inakzeptabel, denn es handelt sich um Erfindungen, und damit, je nach Intention und Form der Darstellung, um Lügen oder Fiktionen; in jedem Falle aber sind es Unwahrheiten. Cicero kann sich in seinem Verfahren auf seinerzeit verbindliche Autoritäten berufen: Sokrates etwa stellte es seinen Schülern vor dem Dialog frei, zwischen dem Mythos und dem Logos als Argumentationsform zu wählen. Für Aristoteles ist die Dichtung der Geschichtsschreibung überlegen, denn sie umschließt neben dem *wirklich* Vorgefallenen auch das *Mögliche* (ἀλλά τοῦτο διαφέρει, τὸ τὸν μὲν τὰ γένομενα λέγειν τὸν δὲ οἷα ἂν γένοιτο²): nicht als Fiktion, sondern als potenzielle Wirklichkeit, deren Darstellung die Dichtung zu einer philosophischeren und bedeutenderen Form des Schreibens macht (διὸ καὶ φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ποιήσις ἱστορίας ἐστίν³). Gemäß Ciceros Lehre schließlich ist der Gegenstand der dialektischen Argumentation nicht das *Wahre* (»verum«) – denn dies erklärt sich aus sich selbst und muss nicht dialektisch begründet werden –, sondern das dem *Wahren Ähnliche* (»veri simile«). Sowohl das *wirklich* Vorgefallene (»rerum gestarum expositio«) als auch das, was nur so erscheint (»aut ut gestarum«), können als Basis der argumentativen Darstellung dienen⁴. Da nicht allein die restlose Übereinstimmung des Berichts mit den *rebus gestis* als Beweismittel verpflichtend ist, kann das der *Wahrheit Ähnliche* und dennoch *Erfundene* wiederum zur Lösung eines logischen oder insbesondere juristischen Problems beitragen, wenn dieses dem wahrscheinlichen *exemplum* ähnlich ist (»propter similitudinem earum rerum«⁵). Durch einen Syllogismus wird vom Beispiel auf die zur Diskussion stehende Frage geschlossen. Im auf Aristoteles aufbauenden System der »Dialektik« versteht man darunter die induktive Methode (*inductio*).

In genanntem Beispiel aus *De oratore* etwa erweist sich die für wahrscheinlich erklärte Geschichte von Simonides via Induktion als *exemplum* und Gründungsmythos der *memoria*, des vierten von fünf Teilen der an-

tiken Rhetoriklehre. Nachdem der Redner in der *inventio*, der ›Erfindung‹ im Sinne von ›Auffindung‹, dem »ersten und wichtigsten Teil der Rhetorik« (»de inventione, prima ac maxima parte rhetoricae«⁶) an den durchaus räumlich begriffenen ›Örtern‹ (lat. *loci*, griech. *tónoi*) die verborgenen Argumente gefunden hat, welche mit dem zur Diskussion stehenden Gegenstand verbunden sind, ordnet er diese in einer stringenten Reihenfolge an (*dispositio*) und kleidet sie in eine überzeugende sprachliche Form (*elocutio*). Im rhetorischen Schritt der *memoria* stellt nun der Redner, um sich seinen Vortrag einzuprägen, die Argumente bzw. ›Gegenstände‹ (*res*) der Rede in seiner inneren Vorstellung an sichtbaren Orten (*loci*) in der disponierten Ordnung und Reihenfolge auf, wobei er sich von der gesamten Anordnung und jedem einzelnen Gegenstand ein Gedächtnisbild (*imago*) macht – durchaus nicht zu verwechseln mit dem *conceptus*, dem ›in der Seele Erlittenen‹ (τῶν ἐν τῇ ψυχῇ παθημάτων⁷), das in der aristotelischen, oder dem ›Bezeichneten‹ (σημαινόμενον), das in der stoischen Sprachtheorie das seelische Gegenstück zum äußeren Gegenstand bildet: die Geschichte von Simonides ist eine Gedächtnis-, nicht aber eine Zeichentheorie (und, wie Jan Assmann zurecht vermerkt hat, ebensowenig eine Erinnerungstheorie⁸). Im letzten Schritt, dem Vortrag (*pronuntiatio* bzw. *actio*), muss der Redner lediglich im Geiste den eingepägten Raum abschreiten, um die in ihm angeordneten inneren Bilder und damit auch die Gegenstände der Rede wiederzufinden. Laut Cicero soll als erster Simonides dies System der *memoria* in den Ruinen von Skopas' Haus erfunden haben. Aus dem bildlich-mythischen Beispiel wird ein Modell des Gedächtnisses und der Erinnerung hergeleitet, das die Grundlage der *ars memoriae* in der europäischen Tradition ist.⁹

Bleibt die eigenartige Tatsache, dass der Ursprung der rhetorischen *memoria* in Verbindung mit dem Göttlichen steht. Denn wer sollen, gemäß der Logik der Simonides-Geschichte, die beiden unauffindbaren jungen Männer sein, die durch ihr Erscheinen dem Dichter das Leben retteten; die dem Lästere seine Strafe und dem Frommen den verweigerten Lohn zukommen ließen, wenn nicht die Tyndariden selbst? Angesichts solch göttlicher Stiftung der *memoria* und der durch sie gewährleisteten Wieder-Erinnerung, *reminiscentia*, liegt es nahe, die rhetorische Erinnerung mit ihrem transzendenten griechischen Gegenstück, der platonischen Anamnese (ἀνάμνησις) verbunden zu sehen, die ebenfalls ein Wieder-Erinnern an das durch die Verbannung der Seele in die Welt der Phänomene Verschüttete und Vergessene darstellt. Gemäß den Gesetzen der Ähnlichkeit ließe sich die Bergung der toten Körper durch das lebende Erinnerungsbild analogisch übertragen auf das Wiederfinden der verschütteten Urbilder in den irdischen Erscheinungen. Die Mnemotechnik wäre aus dieser Sicht auch eine Anamnesetechnik und der Gang durch die Ruinen eine erkenntnistheoretische Metapher.¹⁰

Dem Wahren – den *rebus gestis* – ähnlich ist auch die Geschichte von Heinrich Schliemann. Weder die historische Existenz des 1822 geborenen Forschers lässt sich in Frage stellen, noch seine zahlreichen Ausgrabungsreisen im östlichen Mittelmeerraum seit den Sechziger Jahren. Auch an Schliemanns ungewöhnlicher Methode, als wahrhaftige Quellen und Wegweiser der Expedition antike Texte heranzuziehen, die gemeinhin dem Reich der Legende zugewiesen werden, besteht kaum ein Zweifel¹¹. Ebenso sind seine Irrtümer historisch belegt. Bereits Zeitgenossen wie Ernst Curtius¹² mutmaßten, das Mittelalter habe wohl das meiste zu dem in Hissarlik-Troja Entdeckten beigetragen. Spätere Wissenschaftler konnten zeigen, dass die von Schliemann ausgegrabene Burg des Priamos nicht das von Homer besungene Ilion war, sondern eine weitaus ältere Siedlung der Bronzezeit. Der sagenumwobene Schatz des Priamos, die kostbaren Juwelen und Diademe und die Begeisterung des Entdeckers, Agamemnon in Mykene ins Antlitz geblickt zu haben, erwiesen sich als Phantasmata. Trotz allem wird die ein menschliches Gesicht darstellende Grabbeigabe eines namenlosen Adligen der mykenischen Kultur bis heute in Reiseführern, Geschichts- und Griechischlehrbüchern als ›Totenmaske des Agamemnon‹ erwähnt; ist der in Troja gefundene Schmuck als ›Diadem der Helena‹ im British Museum zu bestaunen; die Fundstücke aus Hissarlik bis heute als ›Schatz des Priamos‹ Zankapfel der Nationen. Die Spur Schliemanns ist aus der Geschichte seiner Fundstücke nicht mehr zu löschen.

So ähnlich diese Tatsachen mit der zuvor berichteten Geschichte auch sind: Heinrich Schliemann hat nie das Städtchen Krannon in Thessalien betreten. Die dem ›Wahren ähnliche‹ Geschichte hat sich ›in Wahrheit‹ nie ereignet. Im Gegensatz zur Zeit Ciceros wird die berichtete Episode für heutige Begriffe dadurch aber nicht zu einer Möglichkeit und noch viel weniger zu einer höheren Form der Wahrheit, sondern vielmehr zu einer ›Erfindung‹: einer Un-Wahrheit oder einer Fiktion. Verbreitet ein Historiker oder Wissenschaftler Unwahrheiten, dann sabotiert er die Grundlage seiner Disziplin; verbreitet er aber Fiktionen, so hat er sein Gebiet verlassen. Aufgabe eines Forschers ist es nicht, Geschichten zu erfinden, sondern belegbare Fakten zu entdecken. Ersteres sollte er dem literarischen Schriftsteller überlassen, der allein durch die Designation ›Roman‹ oder ›Erzählung‹ in schweigender Übereinkunft das Berichtete als frei erfunden deklariert und somit als Beleg für eine wissenschaftliche Argumentation ungültig macht.

Vor dem Hintergrund dieses Anspruchs ist die wissenschaftliche Methode Heinrich Schliemanns – des historischen, der darin mit dem erfundenen übereinstimmt – als skandalös zu bezeichnen. Erscheint allein schon das Verfahren irrwitzig, als mittelloser mecklenburgischer Krämersohn ein seit Kindertagen erräumes und horrend teures Großunternehmen im östli-

chen Mittelmeer durch eine Reise in den Westen zu finanzieren – indem er in Amerika ein sagenhaftes Vermögen anhäufte – so ist sein Verhältnis gegenüber dem überlieferten homerischen Text erst recht des herkömmlichen Realitätssinns entbunden. Nicht nur, dass Schliemann es unterlässt, die Unterscheidung zwischen dokumentarisch-wissenschaftlichem und fiktionalem Text zu treffen, noch dazu im Umgang mit einem nach dem modernen Wirklichkeitsverständnis absolut unrealistischen, nämlich dem Mythos entsprungenen Epos, in dem die olympischen Götter in die Handlung eingreifen und die Morgenröte als die frühgeborene Eos mit Rosenfingern erscheint. Schliemann erachtet den epischen Text sogar für mehr als nur ›dem Wahren ähnlich‹: er glaubt die Wirklichkeit substanziell im Text enthalten zu wissen, und zwar noch über drei Jahrtausende nach dem Fall Trojas. »Mit außergewöhnlicher Freude melde ich Eurer Majestät, daß ich die Gräber entdeckt habe, welche die Tradition als die Agamemnons, der Cassandra, Eurymedons und ihrer Kameraden bezeichnet, getötet während der Mahlzeit durch Klytämnestra und ihren Liebhaber Ägisthos«¹³, telegraphierte er aus Mykene an den König von Griechenland. Für »Schliemann, der seinen Homer wörtlich nahm wie die frühen Theologen die Bibel«¹⁴, reichte es aus, den antiken Überlieferungstext aufmerksam genug zu lesen, um in der Wirklichkeit den Schatz des Priamos, den Schmuck der Helena, das Grab des Agamemnon (und sicherlich auch die Festgesellschaft des Skopas) zu finden. »Schliemann bemühte seine Autoritäten, die alten Schriftsteller. Er zitierte aus dem ›Agamemnon‹ des Aischylos, aus des Sophokles ›Elektra‹ und des Euripides ›Orestes‹. Kein Zweifel überkam ihn, und doch war, wie wir heute wissen, seine Theorie falsch. Ja, Königsgräber hatte er unter der Agora gefunden, aber nicht die Agamemnons und seiner Gefährten, sondern Gräber, die höchstwahrscheinlich vierhundert Jahre älter waren«¹⁵.

Mehr als die klassische Antike – und erst recht als die Neuzeit – charakterisiert eine solche Auffassung von Textüberlieferung und Welt als undurchbrochenem Kontinuum eigentlich das Mittelalter, also das Weltverständnis jener »frühen Theologen«, welches vom Vertrauen in die Heilige Schrift und die antiken *auctoritates* geprägt ist. Was *poeta* (Vergil), *philosophus* (Aristoteles) oder, in Gestalt der Heiligen Schrift, Gott selbst niedergelegt haben, ist unumstößliche Wahrheit, trägt das in der Wirklichkeit Findbare oder Entdeckbare in sich und entbindet von einer ›empirischen‹ Nachprüfung im modernen Sinne. Daher lautet auch der Vorwurf der zeitgenössischen Philosophen gegenüber Kepler und Galilei, ihre Suche der Wahrheit in der Welt sei sinnlos, da die Philosophie ein Buch sei wie die Aeneis oder die Odyssee und sich Wahrheit nicht in der experimentell erfahrbaren Natur, sondern allein in der vergleichenden Lektüre dieser Texte finden lasse, wie Galileo in einem Brief an Kepler aus dem August 1610 vermerkt (»philosophiam esse

librum quendam velut Eneida et Odissea; vera tum non in mundo aut in natura, sed in confrontatione textuum (utor illorum verbis), esse quaerenda«¹⁶). Michel Foucault hat diese Wirklichkeitsauffassung einmal »die Prosa der Welt« (»la prose du monde«) genannt: die Vorstellung eines ununterbrochenen Text-Raums, wo sich die Welt im Text und der Text in der Welt wiederfinden lassen.

Es gibt keinen Unterschied zwischen jenen sichtbaren Zeichen, die Gott auf der Oberfläche der Erde gesetzt hat, um uns deren innere Geheimnisse erkennen zu lassen, und den lesbaren Wörtern, die die Bibel oder die Weisen der Antike, die durch ein göttliches Licht erleuchtet worden sind, in ihren Büchern, die die Überlieferung gerettet hat, niedergelegt haben. Die Beziehung zu den Texten ist von gleicher Natur wie die Beziehung zu den Dingen <...> Zunächst handelt es sich um die Nichtunterscheidung zwischen dem Gesehenen und dem Gelesenen <entre ce qu'on voit et ce qu'on lit>, zwischen dem Beobachteten und dem Berichteten, also um die Konstitution einer einzigen und glatten Schicht <d'une nappe unique et lisse>, auf der der Blick und die Sprache sich unendlich oft kreuzen.¹⁷

Im Grunde leitet sich die von Schliemann vorgeführte Gläubigkeit an die überlieferte *autoritas* des Textes aus der Technik her, mit der das katholische Christentum Heiligenreliquien aufzufinden pflegt. Ähnlich dürfte die bis heute in der katholischen Kirche am 6. Mai zelebrierte *Inventio Sanctae Crucis* – die ›Erfindung des Heiligen Kreuzes‹, wie es in alten deutschen Texten heißt, oder ›l'Invention de la Sainte-Croix‹, wie noch im modernen Französisch – durch Helena (die christliche Heilige, nicht die homerische Schöne) vonstatten gegangen sein. Selbst noch lange nach Schliemann, im Jahre 1891, ›fanden‹ Jesuitenfratres das Wohn- und Sterbehaus Mariä in Ephesus auf der Basis jener Aufzeichnungen Clemens Brentanos, in denen er die »Bilder« (Visionen) der stigmatisierten Mystikerin Anna Katharina Emmerich festhielt¹⁸. Der Versuch, auf biochemischem, radiologischem oder historisch-kritischem Wege die Authentizität des wiedergefundenen Gegenstandes in Frage zu stellen, wenn doch eine glaubwürdige Textautorität, etwa eine kanonisierte Heiligenlegende, diese stützt, ist in der Logik des beschriebenen Text- und Weltverständnisses völlig widersinnig.

Das Versagen Heinrich Schliemanns als moderner Wissenschaftler liegt insofern darin begründet, dass er im blinden Vertrauen auf die Autorität Vorstellungen in die empirische Wirklichkeit projizierte, die dem heutigen Anspruch zufolge allein dem Reich der Fiktion angehören. Oder, um es mit den Termini der ciceronianischen Simonides-Legende zu beschreiben: dass

die durch den Text über die Jahrtausende transportierte *imago* sich nicht mit der in der empirischen Wirklichkeit gefundenen *res* deckt, wodurch das ihr zugewiesene *verbum* unmöglich zutreffend sein kann. Statt den Schatz des Priamos oder die Festgesellschaft des Skopas zu entdecken oder wiederzufinden, hat der Archäologe eine in den Texten gefundene Phantasievorstellung *er*-funden, die mit der historischen Wirklichkeit aus der Sicht des heutigen Geschichtsverständnisses nicht viel gemein hat. In der Tat bezeichnen neueste Untersuchungen Heinrich Schliemann als den ›Erfinder Trojas‹, nicht aber als seinen Entdecker; als einen Hochstapler, der, wie mehrere seiner eigenen Fotografien unzweifelhaft nachweisen, die Legende vom Schatz des Priamos vorsätzlich auf Basis zahlreicher von ihm selbst zusammengewürfelter Fundstücke aus mehreren Jahrhunderten erschmiedet hat¹⁹.

Das eigentliche Skandalon von Schliemanns Methode aus der Sicht der modernen Wissenschaft ist jedoch ein ganz anderes: ihr *Erfolg*. Obgleich es sich verbietet, die Wirklichkeit mit Hilfe von Texten zu rekonstruieren, die zweifellos auf der Seite der fiktionalen Literatur anzusiedeln sind, konnten auch erbitterteste Gegner kaum abstreiten, dass Schliemanns Lektüren tatsächlich zur Entdeckung einer bedeutenden antiken Siedlung in Kleinasien geführt hat, die aller Wahrscheinlichkeit nach dem antiken Mythos von Troja ihren Ursprung gab. »Es war der Triumph Heinrich Schliemanns, aber auch der Triumph Homers. Was als Sage und Mythos gegolten hatte, zugeschrieben der Phantasie des Dichters, war bewiesen worden in seiner Existenz.«²⁰

Trotz aller Impräzisionen und Fehlzuweisungen ist Schliemanns Expedition als das letzte geglückte Großunternehmen des Mittelalters anzusehen. Dass der archäologische Abenteurer durch seine die Wirklichkeit hermeneutisch wie einen Text ausdeutende Methode sich zahlreicher unverzeihlicher Fehlinterpretationen schuldig machte, ja, durch seine buchstäbliche Textgläubigkeit vom archäologischen Gesichtspunkt aus diverse irreparable Schäden beim Eindringen in die Ausgrabungsstätten verursachte, muss für viele Zeitgenossen eine wahrhafte Beruhigung dargestellt haben: zumindest war damit eine Bestätigung des vorherrschenden Text- und Wissenschaftsverständnisses gewährleistet.

Ganz anders verhielte es sich jedoch in einem Zeitalter, das den Glauben an die Einheit von Text und Welt, von Lektüre und empirischer Erfahrung noch nicht verloren hat. Die Bestürzung, etwas ganz anderes zu finden als das vom schriftlich fixierten Gedächtnis des Textes Ausgewiesene, gliche in diesem Falle dem Schrecken eines Simonides, der, seinem Erinnerungsbild folgend, in den Trümmern nach dem Leichnam des Skopas grübe und an seiner statt die Fangzähne eines Dinosauriers fände.

Dieser Fall eines nicht mehr überbrückbaren Hiats von Text und empirischer Erfahrung ergibt sich, mehrere Jahrhunderte vor Schliemann, beim ersten erfolglosen Großunternehmen der mittelalterlichen Weltdeutung, das sich mittels dieses Scheiterns nolens volens in den ersten erfolgreichen Akt, ja, gemäß der traditionellen Historio- oder Hagiographie, in das triumphale Gründungsereignis der Neuzeit verwandelte: die Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus – obgleich dessen mittelalterlich geprägte Absicht weder eine Entdeckung noch Amerika im Sinne hatte. Nicht allein, dass er, gemäß heute allseits bekannter Überlieferung, eigentlich das Auffinden des Seewegs nach Asien beabsichtigte. Wie man aus dem Eintrag ins Bordbuch der Ersten Reise vom 26. Dezember 1492 entnehmen kann, ist das Grundvorhaben der Expedition mit der Schliemanns eng verwandt: in Amerika und seinen vorgelagerten Inseln (für Kolumbus freilich das Cathay und das güldene Cipango aus Marco Polos Reisebericht²¹) ein sagenhaftes Vermögen anzuhäufen, um damit ein Großunternehmen im östlichen Mittelmeer zu finanzieren, nämlich die Befreiung des Heiligen Grabes.

Y dice qu'espera en Dios que, a la buelta que él entendía hazer de Castilla, avía de hallar un tonel de oro, que avrían resgatado los que había de dexar, y que avrían hallado la mina del oro y la espeçería, y aquello en tanta cantidad que los Reyes antes de tres años emprendiesen y adereçasen para ir a conquistar la Casa Sancta, »que así«, dize el, »protesté a Vuestras Altezas que toda la ganancia d'esta mi empresa se gastase en la conquista de Hierusalem, y Vuestras Altezas se rieron y dixeron que les plazía, y que sin esto tenía aquella gana«. Estas son palabras del Almirante²².

<Und er> fügte weiter hinzu, daß er bei seiner Rückkehr aus Kastilien hier mit Gottes Hilfe ein ganzes Faß voll Gold vorzufinden hoffe, das seine Leute inzwischen im Tauschwege sich gut verschafft haben könnten. Denn bis dahin werden sie wohl jene Goldmine und den Ort, wo die Gewürze wachsen, ausfindig gemacht haben, von denen er hoffe, daß sie in so großen Mengen vorhanden seien, daß der König und die Königin noch vor Ablauf von drei Jahren imstande sein würden, zur Eroberung des Heiligen Grabes schreiten zu können. <>Aus diesem Grunde habe ich Euren Hoheiten gegenüber erklärt, daß der ganze sich aus meinen Unternehmungen ergebende Gewinn zur Wiedereroberung Jerusalems verwendet werden müsse. Eure Hoheiten <lachten> und sagten, daß diese Plan Ihnen höchst willkommen <...> sei, auch ohne den Gewinn, von dem ich sprach<. Dies sind Worte des Admirals>.²³

Vergleicht man die Schicksale der beiden Persönlichkeiten, die um einiges enger miteinander verbunden sind als durch die bloße Tatsache, heute landläufig als große Entdecker klassifiziert zu sein, so sticht ins Auge, dass

ihre Entdeckungen einen gravierenden Unterschied aufweisen. Das Scheitern des eigentlich verfolgten Vorhabens und die gleichzeitige Weigerung, den bei der Verfolgung des Ziels eingetretenen Unfall einer den Weg nach Asien behindernde Landmasse einzugestehen, geschweige denn als ›Neuentdeckung‹ anzuerkennen, machen die Landung des Kolumbus zu einem Akt sui generis. Während, gemessen am eigenen Anspruch, das Scheitern Schliemanns bei einem gleichzeitig spektakulären Gesamterfolg des beabsichtigten Entdeckungsunternehmens nur im verhinderten Tête-à-tête mit dem ›echten‹, nämlich dem homerischen Epos entsprungenen Agamemnon zu suchen ist, der missglückten Ausgrabung des ›echten‹, nämlich von Priamos regierten Ilios inmitten einer verschiedene Bauschichten umfassenden Pluralität von archäologischen Trojas, ist im Falle des Kolumbus die von ihm beanspruchte Entdeckung – die Auffindung des Seewegs nach Asien auf Basis verschiedener Textautoritäten von Aristoteles über Dante bis Pierre d’Ailly – bis in ihre fundamentalste Basis fehlgeschlagen. Die ›Entdeckung‹ Amerikas hat mit der Fahrt des Kolumbus strenggenommen noch nicht einmal ihren Anfang genommen: denn noch gibt es hier gar kein Bewusstsein, dass jenseits der in den schriftlichen Zeugnissen gesuchten Seerouten und Regionen etwas Unvorhergesehenes ›entdeckt‹ worden wäre. Die eigentliche ›Entdeckung‹ Amerikas, die Anerkennung einer eigenständigen Landmasse und damit auch das Eingeständnis des Misserfolgs dessen, was der große mexikanische Denker Edmundo O’Gorman »das asiatische Ziel der Reise« (»el objetivo asiático del viaje«²⁴) genannt hat, setzt zunächst einmal das Zerbrechen eines Weltverständnisses voraus, das die empirische Wirklichkeit auf der Basis von schriftlichen Autoritäten zu beweisen vermag.

Wer diesen Bruch nicht zu vollziehen gewillt ist, wird in dieser Zeit des Umbruchs zu einem jener Ritter von der traurigen Gestalt, die, zwischen Text und Empirie oszillierend, eine feste Grundlage der Erkenntnis verloren haben. Im Gegensatz zu Schliemann, der zu einem Zeitpunkt, da dies Verständnis bereits für tot gelten musste, mittels seiner Homerlektüre die Einheit von Text und Welt wiederherstellt und im Arme der rosenfingrigen Eos, unter dem Blick der eulenäugigen Athene für einen kurzen Augenblick des Glücks über die Moderne triumphiert, sucht Kolumbus den für ihn sich vollziehenden Bruch zu ignorieren oder gar zu verschweigen, indem er standhaft leugnet, das in der Welt Gefundene sei nicht mehr imstande, sich mit dem in den Büchern Gelesenen zu decken. Durch diesen Widerstand gegen die Übermacht der Tatsachen erscheint er seinen Interpreten nachfolgender Jahrhunderte als *Der Don Quichote des Ozeans*, Titel der seinerzeit ungeheuer erfolgreichen Kolumbus-Biographie Jakob Wassermanns, der gar behauptet, Cervantes sei bei der Schaffung der Quijote-Figur von Kolumbus inspiriert worden²⁵. »Den vorgebildeten Quichote in Kolumbus sehen, das

hieß: ihn sehen«²⁶ – diese vom hispanoamerikanischen Modernismo²⁷ bis hin zu Tzvetan Todorovs Studie über die Entdeckung Amerikas²⁸ zu einem Topos avancierte Parallele illustriert eindrucksvoll die der unfreiwilligen Komik nicht entbehrende Tragödie des zwischen Text und Welt verlorenen Individuums der Zeitenwende. In diesem Punkte gleicht Kolumbus auch dem Quijote, wie ihn Michel Foucault vor dem Hintergrund der zerbrechenden Weltenprosa sieht:

Die Schrift hat aufgehört, die Prosa der Welt zu sein. Die Ähnlichkeiten und die Zeichen haben ihre alte Eintracht aufgelöst. Die Ähnlichkeiten täuschen, kehren sich zur Vision und zum Delirium um. Die Dinge bleiben hartnäckig in ihrer ironischen Identität: sie sind nicht mehr <als bloß> das, was sie sind <elles ne sont plus que ce qu'elles sont>²⁹; die Wörter irren im Abenteuer umher, inhaltslos, ohne Ähnlichkeit, die sie fllen könnten. <...> Die Schrift und die Dinge ähneln sich nicht mehr. Zwischen ihnen irrt Don Quichote in seinem Abenteuer.³⁰

So wie Don Quijote die Welt als Ritterroman liest, obwohl die Wirklichkeit in allen Erscheinungen dem widerspricht; wie er heldenhaft gegen ein Heer von Windmühlen anprescht, wie er in seinen klapprigen Gaul Rosinante und seine hässliche Dulcinea ein obsoletes literarisches und höfisches Ideal zu projizieren strebt, so sucht Kolumbus das von ihm vorgefundene Land ohne Unterschied hinsichtlich Wahrheit oder Fiktionalität den Berichten des Marco Polo, des fiktiven mittelalterlichen Weltreisenden John de Mandeville oder den Prophezeiungen der *Medea*-Tragödie des Seneca und der Bibel kommensurabel zu machen. So liest er die Kariben als verballhornte ›Kannibalen‹ bzw. Khan-nibalen, als Untertanen des ›Grokhans‹ von China; liest die Manat-Seekhe als Seejungfrauen; liest den Orinoco als den Strom, der von Eden her fließt; findet mittels der Überlieferung den Ursprung der Menschheit wieder: das irdische Paradies. Seine Tragödie, die ihn schließlich in Einsamkeit und Verbitterung sterben lässt, besteht darin, nicht eingestehen zu wollen, dass die *auctoritates* keine Autorität mehr über die Wirklichkeit besitzen. Angesichts dieses Bruchs liest Foucault Cervantes' *Quijote* als »das erste der modernen Werke«, denn die »Sprache zerbricht darin ihre alte Verwandtschaft mit den Dingen«³¹. Schließt man sich dieser Lesart an, so findet sich in Kolumbus (welcher als *Figur* natürlich nur dem Quijote gleichen kann, indem er als *Autor* seines Bordbuchs dieses Bewusstseins ermangelt) dieser Bruch mit dem tradierten und bis in die Renaissance hineinreichenden Weltverständnisses bereits, mit den Worten Wassermanns, »vorgebildet« und begründet.

Einen zentralen Punkt freilich weiß Foucault angesichts seiner ausschließlich auf den innereuropäischen Raum ausgedehnten und zudem weniger historischen denn modellhaft-sprachphilosophischen »Theorie der Neuzeit«³² nicht in restlos befriedigender Weise zu erhellen: aus welchem Grund die Dinge den Texten plötzlich ihre angestammte Verwandtschaft aufzukündigen beginnen? Einleuchtend wird das, wenn man, im metaphorischen freilich und nicht im historischen Sinn, Kolumbus durch die Ruinen des Hauses von Skopas wandeln lässt. Wie Heinrich Schliemann oder wie viele Reliquiensucher des Mittelalters nähert er sich den Dingen (*res*) auf der Basis einer inneren Vorstellung (*imago* oder *species*), die er bei den Autoritäten gefunden hat und ordnet ihnen die ebenfalls im Text selbst aufgefundenen Worte (*verba*) bzw. Namen (*nomina*) zu; und wie diese anderen »Finder« unterliegt er dabei aus der Sicht der Nachwelt einer Fehlzuordnung. Allerdings beschränkt sich der Irrtum bei diesen anderen Findern auf den Umstand, dass es sich bei der Maske des Agamemnon durchaus um eine Maske handelt, wenngleich nicht um die des Agamemnon; beim Heiligen Kreuz zwar um ein Kreuz, aber nicht um das, an dem der Heiland starb; beim Zahn der Heiligen Cäcilie zwar um einen Zahn und dennoch nicht um den der Heiligen Cäcilie. Nach einer berichtigten Neuordnung können jedoch Worte, Dinge und Vorstellungen wieder ineinanderfinden.

Vor einem viel einschneidenderen Problem stehen Kolumbus und seine Nachfolger in Amerika. Nicht nur, dass die vom Genueser auf Basis der Schriften gefundenen Teile »Indiens« oder Asiens, Cipango, Cathay oder das *Chersonesum Aureum*, sich, je weiter die Erforschung fortschreitet, mit der von diesen Gebieten überlieferten Vorstellung so grobe Differenzen liefern, dass eine Identität selbst bei größter Schriftgläubigkeit nicht mehr aufrechterhalten ist. Diese Gebiete stellen vielmehr auch etwas dar, das auf der Basis des Bekannten, auf der Basis der schriftlichen Überlieferung und der anerkannten Kosmographie von Aristoteles und Ptolemäus bis zur *Ymago mundi* des Pierre d'Ailly, nicht lesbar, weil schlicht und einfach als *nicht existent* angesehen ist. Die Welt hört auf, Text zu sein, da mit einem Male die in keiner Schrift erwähnten Dinge jegliche Ähnlichkeit (*similitudo*) mit dem bislang Geschriebenen, für wahr oder wahrscheinlich Gehaltenen zurückweisen. Durch das Nicht-Auftauchen Asiens an beschriebener Stelle wird ernstlich in Frage gestellt, ob nicht nur die Schriften, sondern sogar die Heilige Schrift verlässlich genug sind, um Wirkliches darin wiederfinden zu können.

Noch folgenreicher ist jedoch ein anderer Faktor. Mit einem Male tut sich durch den Einbruch Amerikas in das europäische Bild von der Welt ein der Schrift vollständig fremdes Land, das nicht sein darf, vor den Augen des Seefahrers auf, angefüllt mit Dingen, Tieren, Pflanzen, für die es bislang überhaupt keine bildliche Vorstellung (*imago*) und auch keine adäquaten

Worte (*verba*) gibt, und, was noch erschreckender scheint, eine Menschheit, die in der Heilsgeschichte möglicherweise keinen Platz findet, die von der Existenz des Erlösers noch nicht einmal gehört hat, deren Abstammung vom Urvater Adam überaus fraglich ist. Es ist vielleicht kein Zufall, dass zeitgleich zur Erschließung Amerikas ein Gespenst durch Europa geht, das Gespenst des ›Neuen‹; das Gespenst eines bislang verpönten, da die schriftliche Überlieferung durchbrechenden Phänomens, dessen suggestive Gewalt so groß ist, dass es zum Schlüsselbegriff und Ideal der das Mittelalter ablösenden Epoche avanciert und sogar für deren Namen Pate steht: Neuzeit.

Was nun geschieht, wenn Dinge auftauchen, denen keine Vorstellungen, keine Wörter entsprechen, die eine Textautorität in irgendeiner Form herleiten könnte? In seiner Neuheit und ›Unbelegbarkeit‹ ist das Ding, wie Foucault es ja ausdrückte, bloß noch es selbst und muss in seiner individuellen Isoliertheit aus sich selbst heraus erklärt werden. Dabei wird der Text, der nun aufhört, Wahrheits- oder Wirklichkeitsträger zu sein, zu einem unabhängigen Universum, frei von notwendiger Interaktion mit der Welt.

Das heißt, dass die lesbaren Zeichen bereits nicht mehr zur Ähnlichkeit der sichtbaren Wesen gehören *<c'est que déjà les signes (lisibles) ne sont plus à la ressemblance des êtres (visibles)>*. All diese geschriebenen Texte, all diese närrischen Romane sind gerade ohnesgleichen: keiner in der Welt hat ihnen je geähnel, ihre unendliche Sprache bleibt in der Schwebel, ohne dass eine Ähnlichkeit sie jemals erfüllen wird. Sie können völlig verbrennen, die Gestalt der Welt wird dadurch nicht verändert.³³

Das quasi automatische In-Einander-Kommen – *in-venire* in seiner ursprünglichsten Bewegungsrichtung – von Worten, Bildern und Dingen, das auch in der Findungslehre des Simonides vorausgesetzt ist, welche stets die *memoria* von etwas Bekanntem voraussetzt, gleichgültig ob man sie nun als Mnemotechnik, als individuelles oder als transzendentes Gedächtnis interpretiert, ist in dem Moment aufgehoben, da Worte, Bilder und Dinge nicht mehr zueinander passen wollen. In letzter Konsequenz dieser Inkompatibilität wird das Zu-Einander-Kommen an einem gemeinsamen Ort (*locus communis*), wie es das Haus des Skopas darstellt, ersetzt durch jenes zufällige Treffen eines Regenschirms und einer Nähmaschine auf einem Operationstisch, das einem falschen französischen Grafen aus Montevideo zu enormer Berühmtheit gereichte. Vom noch klar räumlich gedachten Finden der Dinge an ihrem Ort (τόπος) entsprechend der antiken Rhetoriklehre verlieren sich die Worte und Bilder in einer Raum- und Gegenstandslosigkeit, deren gemeinsamer Ort nur noch in der räumlichen Ausdehnung des Buches oder des Operationstisches einer Sprache gewährleistet ist, die fortan

in ihrer A-Topie – griechisch: »Sonderbarkeit, Verkehrtheit, Widerspruch«³⁴ – jegliche Art von ort- und gestaltlosen Zwitterwesen zusammenzunähen imstande ist. Normalerweise könnten sie sich nie treffen – »außer in der immateriellen Stimme, die ihre Aufzählung vollzieht, auf der Buchseite, die sie wiedergibt. Wo könnten sie nebeneinander treten, außer in der Ortlosigkeit der Sprache? Diese aber öffnet stets nur einen unwägbaren Raum <*un espace impensable*>, wenn sie sich entfaltet«³⁵

Die »Haltung des Menschen vor dem Unbekannten« (»Actitud del hombre ante lo desconocido«³⁶), die gemäß einem der Begründer der neueren Kolombusforschung durch das Auftauchen Amerikas zutage tritt, ist in den ersten Jahren dieser Begegnung natürlich fern von so radikaler Konsequenz. Die »Entdeckung« der Grenzen des Textes ist ebenso wie die Entdeckung Amerikas ein langwieriger Prozess, der in den Augen vieler vielleicht bis heute noch nicht abgeschlossen ist³⁷. Ganz zu Beginn dieses Prozesses werden der »vorgebildete Quichote« und selbst viele seiner – von der Welt des Neuen behexten – Nachfolger in einem prophetischen Enthusiasmus versuchen, das in der Welt Gefundene in eine Tradition einzuordnen, selbst wenn sie entlegen, wenig zuverlässig oder phantastisch anmutend ist, um den Glauben an die Richtigkeit der Autoritäten nicht gänzlich aufgeben zu müssen. Auch darin gleichen sie Foucaults fahrendem Ritter. Denn der muss ja ebenfalls Zeichen mit Realität füllen, ohne über die nötigen Inhalte zu verfügen (»Don Quichotte, lui, doit combler de réalité les signes sans contenu du récit«). Und genau daraus ergibt sich auch die skurrile Wirklichkeitsferne seiner Taten: »Sein Abenteuer wird eine Entzifferung der Welt sein, ein minutiöser Weg, um an der ganzen Oberfläche der Erde Gestalten aufzulesen, die zeigen, daß die Bücher die Wahrheit sagen. Don Quichotte liest die Welt, um die Bücher zu beweisen«³⁸.

Nicht grundlegend anders wird es den unfreiwillig zu solchen getauften »Indianern« ergehen, die – unabhängig davon, ob es sich um die grundverschiedenen Kulturen der Maya, der Méxica oder der Bewohner des andinen *Tahuantinsuyu* handelt – in ihrer Mythologie nach Prophezeiungen für das Eindringen fremder Götter suchen, um den Hereinbruch des Unbekannten, der für sie zugleich das Ende ihrer Zivilisation bedeutet, in ihre Überlieferungen einordnen zu können³⁹. Indem der mit dem Unbekannten konfrontierte Mensch die neu zu *entdeckende* Welt in Texten der Überlieferung wiederzu*finden* sucht, die nun keine Gewalt mehr über die Dinge besitzen, begibt auch er selbst, wie die neuere Forschung darzulegen nicht müde wird, sich auf das Gebiet der Fiktion. Durch das scheinbare *Finden* des Bekannten in der von der Wirklichkeit divergierenden Textüberlieferung *erfindet* er

eine Welt, die es außerhalb seiner eigenen Phantasie gar nicht gibt, statt sie zu *entdecken*. Da aber das Unbekannte in seiner Fülle schon für Kolumbus, und noch viel mehr für die uns überlieferten Autoren in seiner Nachfolge, die das Neue der sogenannten ›Neuen Welt‹ anerkennen, mit Hilfe des tradierten Vorstellungs- und Wortvorrats nicht mehr zu bändigen ist, müssen neue Vorstellungen (*imagines*) ebenso wie neue Bezeichnungen (*verba*) *erfunden* werden, um der unbekanntem Realität (den *res*) gerecht zu werden.

Entdecken ist *Finden* ist *Erfinden* – doch ist damit jeder *Entdecker* ein *Erfinder*? Oder jeder *Erfinder* ein *Entdecker*? In mehrfacher Hinsicht ist dies Aufeinanderstoßen und Sich-Ineinander-Verstricken von gewöhnlich klar abgegrenzten oder sogar einander ausschließend gegenüberstehenden Begriffen höchst frapierend und beunruhigend. Der alte, alle drei Bedeutungen umschließende Begriff, das lateinische *invenire*, erlaubte noch das etymologisch bereits in ihm enthaltene ›Ineinanderkommen‹ von Wort, Bild und Ding, weil sowohl das Entdecken als auch das Erfinden stets als Fund von etwas bereits Vorhandenem oder zumindest als möglich Erachtetem darstellte und somit die Autorität des Textes stützte: nicht zufälligerweise besitzt *invenire* auch die Bedeutung »an einer Textstelle finden«⁴⁰. Wie jedoch verhält es sich, wenn der Finder auf etwas stößt, das er an keiner Textstelle der Schrift mehr finden kann? Das alte Kontinuum des *invenire*, das zwischen Autorität und Wirklichkeit noch nicht unterscheidet, muss am Einbruch dieses Unbekannten zugrunde gehen – des ›Neuen‹ oder des ›Anderen‹, um einen spätestens seit Tzvetan Todorovs Buch hinsichtlich des ersten Kontakts zwischen der ›Alten‹ und der (schwerlich weniger alten) ›Neuen Welt‹ nicht mehr zu umgehenden Begriff zu verwenden. Ohne in einen Monokausalismus verfallen zu wollen, lässt sich am untrennbar mit der ›Entdeckung‹ Amerikas in Verbindung stehenden Begriff des *invenire* bzw. der *inventio* und seinem zu dem der Welt-Prosa parallelen Zerbrechen anschaulich herleiten, wie sehr im Anschluss an die Überfahrt des Kolumbus die Menschen beiderseits des Atlantiks mit einer Fülle von ihnen nicht Überliefertem und daher auf nicht in selbstverständlicher Weise zu Benennendem und Beschreibendem konfrontiert wurden und dies einschneidende Folgen für das Welt-, Wissens-, Sprach- und Textverständnis hatte.

Um die hier in stets neuem Gewande immer wieder auftauchende, zentrale Fragestellung noch einmal zu formulieren: was geschieht, wenn das Vorgefundene bislang weder als Idee noch als Begriff existierte und somit als etwas ›Neues‹ in den vorgeschriebenen Welttext eindringt? Je nachdem, ob das Gefundene unabhängig vom Finder bereits existent war oder von diesem selbst neu in die Welt gebracht wurde, spricht man von ›Entdecken‹ oder

›Erfinden‹; eine Dichotomie, die sich im Verlaufe des auf die ›Entdeckung Amerikas folgenden Jahrhunderts erstmals herausbildet, aber erst im Zeitalter des Geniegedankens zusehends mit dem Kriterium der Originalität in Verbindung gebracht und vom (unoriginellen und geniefreien) ›Finden‹ abgespalten sowie straff systematisiert wird; am deutlichsten wohl von Immanuel Kant, dessen Definition seit 1798 den dominierenden Erfindungs- und Entdeckungsbegriff bis heute prägt.

VON DER ORIGINALITÄT DES ERKENNTNISVERMÖGENS ODER DEM GENIE

Etwas e r f i n d e n ist ganz was anderes als etwas e n t d e c k e n. Denn die Sache, welche man e n t d e c k t, wird als vorher schon existierend angenommen, nur daß sie noch nicht bekannt war, z.B. Amerika vor dem Kolumbus; was man aber e r f i n d e t, z.B. das S c h i e ß p u l v e r, war vor dem Künstler, der es machte, noch gar nicht bekannt. Beides kann Verdienst sein. Man kann aber etwas f i n d e n, was man gar nicht sucht (wie der Goldkoch den Phosphor), und da ist es auch gar kein Verdienst. – Nun heißt das Talent zum Erfinden das G e n i e.⁴¹

Nicht nur die merkwürdig widersinnige Logik, das Entdeckte sei »existierend«, aber »noch nicht bekannt« gewesen; das Erfundene hingegen »noch gar nicht bekannt« (müsste es konsequenterweise, um den Gegensatz aufrechtzuerhalten, nicht heißen: noch gar nicht existierend?), wirft in dieser Definition noch genauer zu präzisierende Zweifel auf. Ein Problem ergibt sich insbesondere aus der Frage, ob Amerika so selbstverständlich »als vorher schon existierend angenommen« werden kann, wie hier proklamiert wird. Denn obwohl die Gebiete, die wir heute als amerikanischen Kontinent bezeichnen, bereits seit mehreren Jahrtausenden besiedelt waren, existiert selbst auf indigener Seite keine Weltkonzeption, die das Land als eigenständigen Erdteil (*pars mundi*) oder sonstwie fassbare Einheit ausgäbe, als ›Die Idee Amerikas‹, wie es später heißen wird – in vergleichbarer Form etwa wie Europa für seine Bewohner seit der griechischen Geschichte von einem liebestollen weißen Stier und einem geraubten Mädchen. Müsste Amerika insofern nicht erst einmal als Idee, als identifizierbare Einheit *erfunden* werden, bevor es möglich wäre, es zu entdecken? Ist schließlich das »Entdecken« von etwas, das »bislang noch nicht bekannt« ist, nicht ein rein subjektiver, rein auf die Perspektive eines Individuums oder einer Gruppe von Individuen beschränkter Akt, der über diese hinaus dem Anspruch einer die gesamte Menschheit einschließenden Universalität, wie ihn der Ausdruck »Die Entdeckung Amerikas« beansprucht, keineswegs gerecht werden kann? Welche Notwendigkeit besaß etwa der plötzlich zu ›Indianern‹ erklärte Teil

der Menschheit, ein von ihm selbst seit zahllosen Generationen bewohntes Land, das heute Amerika heißt, als etwas noch nicht Bekanntes zu ›entdecken‹? Wäre das für diese Menschen ›Neue‹, zu ›Entdeckende‹ nicht viel eher die Welt des vermeintlichen ›Entdeckers‹? Wie bereits Lichtenberg in einem seiner Aphorismen bemerkte: »Der Indianer, der den Kolumbus zuerst entdeckte, machte eine böse Entdeckung«⁴².

1.2. *Inventio* und *copia*: Textfülle, Textauswahl, Textgattungen

Im Lichte der vorausgegangenen Reflexionen wird begreiflich, dass jenseits der vieldiskutierten Fragen nach dem Umgang des Europäers mit der Welt des Anderen; nach den Wurzeln des neuzeitlichen Kolonialismus und ›Eurozentrismus‹; nach den Ursprüngen einer ihre Grenzen überschreitenden, globalisierten Gesellschaft, die mit der Kolonisierung Amerikas und dem habsburgischen Reich, in dem die Sonne nicht untergeht, ihren Anfang nimmt, der Prozess der *inventio* Amerikas für das europäische Bewusstsein einschneidender ist als häufig angenommen. Wenn, wie hier skizziert, im Verlaufe des 16. Jahrhunderts im Angesicht des Neuen und Nicht-Mehr-Lesbaren Amerikas eine Weltkonzeption zerbricht, die sich gleichermaßen in der Auflösung der Einheit von Schrift und Wirklichkeit und dem mit ihr (als Im-Text-Finden) verbundenen Begriff des *invenire* manifestiert und dabei die für das Selbstverständnis der Neuzeit zentralen Termini des Entdeckens und Erfindens ihre Geburt erfahren, dann müsste diese ›Hereinkunft‹ (*in-ventio*) Amerikas sowohl innerhalb der Reflexionen der Zeitgenossen als auch der folgenden Jahrhunderte die zentrale Position einnehmen, welche die allgemeine Kanonisierung des 12. Oktober 1492 als Tag der Hereinkunft der Neuzeit in Schulbüchern und Geschichtsatlanten erwarten lässt.

Erstaunlicherweise ist jedoch das Gegenteil der Fall. Insbesondere in den Diskussionen der Denker des 16. Jahrhunderts stößt die Neue Welt auf ein eigenartig geringes Interesse.⁴³ Noch Jahrzehnte nach Kolumbus finden sich Weltkarten, in denen die Neue Welt nicht verzeichnet ist. In den Schriften des Erasmus von Rotterdam sticht die Neue Welt in erster Linie durch ihre Abwesenheit hervor. »Weder Erasmus noch die überwältigende Mehrheit seiner Zeitgenossen beschäftigte der Orbis Novus besonders«⁴⁴, bemerkt etwa der Erasmus- und Las-Casas-Forscher Marcel Bataillon. Trotz der Verweise auf Schriften wie Montaignes Essais *Des cannibales* und *Des coches*, auf Shakespeares zyklonisches KaribikszENARIO mit seinem Ureinwohner Cali-

ban – Anagramm von ›caníbal‹ –, trotz der bedeutenden Rolle Amerikas in den Werken Francis Bacons lässt sich die literarische und philosophische Geschichte des 16. und frühen 17. Jahrhunderts oft lesen, als sei die Neue Welt nicht existent. Höchst selten sind die zeitgenössischen Denker, die, wie Giordano Bruno, den von ihm beschworenen Bruch mit der finsternen Epoche des Aristotelismus und des Christentums und die Hereinkunft eines Neuen Zeitalters auch mit der einer Neuen Welt in Verbindung bringen.

Dies ist zumindest zutreffend für die Schriften der Autoren, die im Kanon des Wissens traditionell das größte Gewicht besitzen. Dennoch finden sich im Herrschaftsgebiet des auf Amerika ausgedehnten spanischen Königreichs überaus zahlreiche Reisende und Gelehrte, die sich mit den Gebieten ›West-Indiens‹ in den verschiedenen Disziplinen des Wissens, der Philosophie, Theologie, Kosmographie, Naturgeschichte, Sprach- und Zeichentheorie auseinandersetzen. Vom 16. Jahrhundert zunächst teils emphatisch rezipiert, dann als periphere Autoren übergangen – als Abenteurer, erbauliche Missionare und Hofgeschichtsschreiber, zudem meist nur in spanischer Sprache lesbar und in wenigen Fällen in andere übersetzt – wurden die *Cronistas de Indias* schließlich, wie Alexander von Humboldt in seinen *Kritischen Untersuchungen* einmal anmerkte, zu einem »gänzlich vernachlässigten Teil der spanischen Literatur«⁴⁵. Eine Beobachtung, die nichts an Gültigkeit verloren hat – und zwar in dem Maße, dass Humboldts eigenes, diesen Texten gewidmete Werk ebenfalls so vernachlässigt wurde, dass es erst 2009, also 150 Jahre nach dem Tod überhaupt wieder eine Auflage in deutscher Sprache erfuhr⁴⁶. Und doch sind diese Chronisten von einer zum Teil frappierenden Aktualität und zum Teil den Forschungen europäischer Denker um Jahrhunderte voraus. Wenn man, um mit den Worten Humboldts zu sprechen, »ihre Werke – besonders die von *Acosta*, *Oviedo* und *Garcia* – mit den Untersuchungen neuerer Reisenden vergleicht, so erstaunt man, häufig den Keim der wichtigsten physischen Wahrheiten in den spanischen Schriftstellern des sechzehnten Jahrhunderts schon vorzufinden«⁴⁷. Ja, Humboldt wirft sogar eine noch weitergehende These auf:

Niemals hat eine rein die Körperwelt betreffende Entdeckung, durch Erweiterung des Gesichtskreises, eine außerordentlichere und dauerhafte Veränderung in geistiger Beziehung hervorzurufen vermocht: damals endlich wurde der Schleier gehoben, hinter welchem Jahrtausende hindurch die andere Hälfte der Erdkugel verborgen gelegen hatte, ähnlich jener Hälfte des Mondkörpers, die, trotz der unbedeutenden, durch die Oscillationen der *Schwankung* hervorgerufenen Bewegungen, so lange den Bewohnern unserer Erde unbekannt bleiben wird, als der gegenwärtige Zustand unseres Planetensystems nicht wesentlichen Veränderungen unterworfen sein dürfte⁴⁸.

Ist für Humboldt, wie er in seinem *Kosmos*⁴⁹ festzustellen wusste, die Begegnung mit der Neuen Welt Grundlagen dessen, was man gewöhnlich das ›neuezeitliche Weltbild‹ nennt, so bezieht er sich, wie diese Zeilen und ihre wissenschaftsgläubigen Enthüllungsmystik wohl recht offenkundig zeigen, vor allem auf die naturwissenschaftlichen, geographischen und kosmologischen Entwicklungen. Was für Leser des 21. Jahrhunderts dagegen den »eigenthümlichen Reiz«⁵⁰ dieser Texte ausmacht, ist nicht nur der Umstand, dass sich in ihnen die Grundlage des ›neuezeitlichen Weltbilds‹ manifestiert – im geographischen und kosmologischen aber auch in dem metaphorisch-*tautologischen* Sinne, den Heidegger in seinem Aufsatz »Die Zeit des Weltbilds«⁵¹ als die eigentliche Essenz der Neuzeit angegeben hat. Sondern vor allem auch, dass die sich durch sie auftuenden Brüche mehr als nur auf die »physischen Wahrheiten« erstrecken, nämlich eine Wende im Selbstverständnis der bisher rein auf Europa ausgerichteten westlichen Welt mit sich bringen.

Denn die Werke der ersten Chronisten sind selbst die lebendigste Widerlegung der humboldtschen These, die neue Welt sei »ähnlich jener Seite des Mondkörpers«, die dem Blick des europäischen Astronomen verborgen bleibt, eine bloße geographische Einheit, die von einem europäischen Entdecker ihres Schleiers beraubt werden musste; eine zu »enthüllende« Einheit, bei der die Tatsache völlig nebensächlich zu sein scheint, dass sie von Menschen bewohnt ist, die von ihrer eigenen Existenz und der ihres Lebensraum bereits ohne jegliche »Enthüllung« durch Europa hinreichende Kenntnis besaßen. Obwohl vor dem Hintergrund des spanischen Imperialanspruchs vorgebracht, gehen die *Crónicas de Indias* auch über Humboldts eigene, in dieser Hinsicht doch recht weitgehend auf die europäische Sichtweise festgelegten Erkenntnisse⁵² hinaus. In vielerlei Hinsicht erkennen diese Schriften erstmalig die Bedeutung und Größe einer Neuen Welt, die sich nicht allein auf das europäische Vorbild reduzieren lässt. Ihr Zusammenstoß mit der sogenannten Alten bedeutete für die Bewohner dieser Welt einen Zusammenbruch des gesamten Bildes vom Kosmos. In der Geschichte eines ›Abendlandes‹, das sich als solches noch nicht einmal zu begreifen begonnen hat (zumindest nicht in jener ›christlich-abendländischen‹ Verklärung, in der Konservative den Begriff seit zweihundert Jahren im Angesicht des Fremden verwenden⁵³) und sich nun von andern ›Kulturkreisen‹ abzugrenzen versucht, verursacht die Hereinkunft jenes unerwarteten ›neuen Kreises‹ (*orbis novus*), ganz im Gegensatz zur vorherrschenden Gleichgültigkeit vieler europäischer Denker, für diese seine ersten Beobachter einen der größten Einschnitte in der Geschichte des Universums – eine Art zweiten Schöpfungsakt. So etwa im berühmten Anfangssatz der Chronik von Francisco López de Gómara – in Vorwegnahme des humboldtschen Diktums, aber

eben ohne dessen Beschränkung auf die Naturwissenschaft: »Das größte Ereignis nach der Erschaffung der Welt, mit Ausnahme der Fleischwerdung und des Todes ihres Schöpfers, ist die Entdeckung von Las Indias; und so nennt man diese die Neue Welt« (»la mayor cosa despues de la creacion del mundo, sacando la encarnacion, y muerte del que lo crio, es el descubrimiento de Indias; y assi las llaman Mundo nuevo«).⁵⁴

Den Anfang macht in dieser Reihe ein italienischer Humanist in spanischen Diensten, Pietro Martire d'Anghiera. Sein Werk verfasste er in lateinischer Sprache unter dem Titel *De orbe novo decades octo*, zuweilen auch gedruckt als *De insulis nuper inventis*. Ähnlich den von der spanischen Krone beauftragten offiziellen Chronisten wie Antonio de Herrera y Tordesilla oder Juan López de Velasco und dem im Geiste der italienischen Renaissance gebildeten Gómara hat er selbst die von ihm beschriebenen Gebiete mit eigenen Augen nie gesehen. Diese Chroniken und Berichte fußen jedoch nicht allein auf Hörensagen oder dem Seemannsgarn, sondern entstehen in unmittelbarer Rezeption der ersten Textzeugnisse, die von Augenzeugen während oder nach längeren Aufenthalten in der Neuen Welt verfasst wurden: beginnend mit den eigenen Aufzeichnungen und Briefen des Christoph Kolumbus. Diese Werke bilden notwendigerweise die unmittelbarste Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Neuen Welt und den sich aus ihr ergebenden philosophischen, theologischen und kosmologischen Problemen. Probleme, die der in vorsichtiger Diplomatie agierende Peter Martyr zum Teil durch die lateinische Fassung seiner Chronik zu umgehen in der Lage ist. Denn ob die Inseln des Titels nun »neulich« im Sinne von etwas kürzlich Geschehenem oder von etwas grundsätzlich »Neuem« auftauchten, ob sie »gefunden«, »entdeckt«, »erfunden«, »erworben« oder gar vorher von Kolumbus »im Text gefunden« wurden, geht aus dem Titel *De insulis nuper inventis* aufgrund der Polysemie des lateinischen *invenire*⁵⁵, das offensichtlich in der lateinischen Welt solche Interpretations- und Differenzierungsschwierigkeiten noch nicht bereitete, nicht eindeutig hervor. Ebenso wenig ist die Identität des »Kreises« im Titel *De orbe novo* genauer definierbar – ob es sich also um eine gegenüberliegende Hemisphäre, einen »neuen orbis terrarum« im geographischen Sinne einer weiteren Landinsel handelt, um eine »Welt« im ökumenischen Sinne des Wohnraums eines »neuen Menschengeschlechts«, um eine metaphorische »Neue Welt« im Sinne eines unbekanntem Erfahrungsraums oder aber um eine all diese Punkte pars pro toto einschließende Neufassung des Weltbildes, um eine erneuerte Kosmoskonzeption. Fragen, welche die nachfolgenden Chronisten im Verlaufe des 16. Jahrhunderts immer weniger in der von Peter Martyr so ingeniös bewahrten Schwebe halten können – nicht zuletzt auch angesichts ihres zusehends volkssprachlichen Begriffsapparats.

Zählt man zu den Werken des ersten amerikanischen Jahrhunderts sämtliche Texte aus *Las Indias*, die nach der Fahrt des Kolumbus entstanden, ergibt sich eine äußerst voluminöse und in ihren vollen Ausmaßen nicht restlos zu überschauende Ansammlung von Texten verschiedenster Gattungen, Verwendungszwecke und Adressaten: vom Bordbuch (Kolumbus) und den spanischen (Cortés, Nuñez Cabeza de Vaca), italienischen (Vespucci, Verazzano), portugiesischen (Vaz de Caminha), französischen (Théodore de Bry, André Thevet), englischen (Sir Walter Raleigh) oder deutschen (Hans Staden, Ullrich Schmidl) eigenhändigen Reisebeschreibungen und von Rechenschaftsberichten an den Herrscher (die Briefe von Kolumbus und Cortés) bis zur offiziell vom Herrscher in Auftrag gegebenen Geschichtsschreibung (Oviedo, Herrera, López de Velazco, Tribaldo de Toledo). Von nach Augenzeugenberichten und anderen Chroniktexten kompilierten Gesamtbeschreibungen in lateinischer (Peter Martyr, Blas Valera) oder spanischer (López de Gómara) Sprache über in Opposition zu den offiziellen Chroniken auf die eigenen Zeugenschaft pochenden Erfahrungsberichte (Díaz del Castillo) bis hin zu den das Wissen ordnenden, philosophisch-theologisch (Acosta, Las Casas) oder naturgeschichtlich (Fernández de Oviedo) orientierten Enzyklopädien; bis hin zudem zu den ersten Werken, die das verschwindende indigene Erbe, teils bis hinein in die Originalsprache, enzyklopädisch festzuhalten (Sahagún, Motolinía) oder aber zum Zwecke der Ausrottung zu porträtieren suchten (Durán). Schließlich von Inventarlisten, Gerichtsprotokollen, Testamenten, Stadtratssitzungen (den *Actas de cabildo* der Kolonialstädte seit dem Tag ihrer Gründung) über Versepren (Ercilla y Zúñiga, Juan de Castellanos) und Geschichtsschreibung mit fiktionaler Erzählung vermischenden Berichten (Inca Garcilaso de la Vega). Diesen Texten gegenüber stehen die wenigen überlieferten indigenen Berichten über das Eindringen der Spanier, die ihr eindrucksvollstes Zeugnis in der gewaltigen Chronik von Guaman Poma de Ayala erfahren: zum Teil in einer Art ›Pidgin-Spanisch‹ geschriebenem Text, zum Teil eine Sammlung ganzseitiger Bilder. Eine sehr vollständige, fast enzyklopädische Charakterisierung der Texte dieser »Historiographie von Las Indias« hat der spanische *Crónicas*-Forscher Francisco Esteve Barba geliefert⁵⁶.

Anhand einer Auswahl aus den für die zuvor skizzierten Kernprobleme zentralen *Crónicas de Indias* soll *De inventione orbis novi* – immer ausgehend von dem zugrundeliegenden Begriff der ›Invention‹, die hier zunächst noch nicht ihre Aufspaltung erfahren hat – herleiten, welche Auswirkungen, welche Widerspiegelungen das Unbekannte, das Hereinbrechen einer aus der Sicht des Betrachters ›neuen‹ Wirklichkeit sich in diesen Zeugnissen findet; wie die von der ersten Reise des Kolumbus an entstandenen Texte aus der

›Neuen Welt‹ zum ersten Male die Wirklichkeit Amerikas schriftlich verarbeiten. Diese Auswahl, die versuchen wird, einen Zugang zu jener schwer zu bändigenden Vielfalt von Zeugnissen aus und über Amerika zu schaffen, bietet zugleich einen selektiven Überblick ebenso über verschiedene geographische Zonen wie über die zeitliche Entwicklung des Schreibens in der Neuen Welt, wobei ein Schwerpunkt auf dem Karibikraum und Peru liegt. Das zeitliche Gravitationszentrum ist das auf die Fahrt des Kolumbus folgende Jahrhundert bis ca. 1620, also bis zu einem Moment, an dem sowohl die erste autochthone ›indianische Chronik‹ in spanischer Sprache von Guaman Poma in Amerika (ca. 1615) entstanden ist als auch in Europa eine der kanonisierten Gründungsschriften der Neuzeit, das *Novum Organum* Francis Bacons (1620).

Die unmittelbaren Schwerpunkte der folgenden Untersuchung sind:

1. Die ersten Zeugnisse von den Seefahrern, die den Prozess der ›Entdeckung‹ bzw. ›Erfindung‹ Amerikas umreißen, insbesondere die Schriften von Kolumbus und Vespucci sowie die ersten Reaktionen in Europa, unter ihnen die päpstliche Bulle *Inter Caetera*, die *Cosmographiae introductio* des Martin Waldseemüller und die über mehrere Jahrzehnte verfassten *De orbe novo decades* des Peter Martyr.

2. Die ersten großangelegten Versuche, das gewonnene Wissen über die Neue Welt systematisch und enzyklopädisch zu ordnen: die erste spanischsprachige Chronik, Hernán Pérez de Olivas *Historia de la Inuención de las Yndias, y de la conquista de la nueva España* von 1525; das Werk von López de Gómara (1552), Gonzalo Fernández de Oviedo (entstanden zwischen 1534 und 1556), Bartolomé de las Casas (um 1552) und Joseph de Acosta (1590).

3. Die rückblickende »Sicht der Besiegten«: die ersten indigenen oder mestizischen Chronisten aus Peru, die den andinen und europäischen Kosmos zu einer eigenen Weltsicht verbinden: das Werk von Inca Garcilaso de la Vega – *La Florida* (1605) und *Comentarios Reales de los Incas* (1609); von Guaman Poma de Ayala – *Nueva Corónica y buen gobierno* (ca. 1615).

Welche Gestalt haben diese ersten Texte Amerikas und welcher Textgattung, welchem Genre, ja, welcher Wissensdisziplin sind sie zuzuordnen? Um diese Texte in ihrer ungeordneten Fülle – der *cornucopia*, dem Füllhorn, das für die Autoren des 16. Jahrhunderts noch keine lästige Überfrachtung, sondern ein Ideal darstellt – sortierbarer und für die Untersuchung disponierbar zu machen, wurden von der Forschung einige grundlegende, aus den zeitgenössischen Textgattungen hervorgehende und zum Teil bereits im Werktitel angelegte Kategorien wie *carta-relación*, *relación*, *historia* oder (im 16. Jahrhundert weitgehend synonym mit letzterer) *crónica* erstellt⁵⁷. Auch

wurden verschiedene Versuche der Klassifizierung nach ›Diskurstraditionen‹, ›Gattungen‹ und ›Texttypen‹ unternommen⁵⁸. Als sinnvoll hat es sich auch erwiesen, die Texte angesichts ihrer in vorausgehenden Jahrhunderten noch kaum denkbaren Vielfalt an Autoren aller sozialen und Bildungsschichten nach der Bestimmung der Schriftzeugnisse einzuteilen: etwa nach schreibenden Conquistadoren und Gelehrten, nach privaten und offiziell beauftragten, nach geistlichen und weltlichen Chronisten. Wie etwa der mexikanische Forscher José Rabasa dargelegt hat, sind die zeitgenössischen Textgattungen zudem von der politischen, religiösen und gesellschaftlichen Legitimierung und Positionierung der Chronisten abhängig und bilden insofern nicht nur von textuellen (formalen oder inhaltlichen, ästhetischen oder rhetorischen) Faktoren, sondern auch vom sozialen Status des Autors determinierte Klassifizierungen.⁵⁹

Da die folgende Untersuchung Texte aus verschiedenen der angesprochenen Gattungen versammelt, vom Brief an den König bis zur epischen Dichtung, soll hier die summarische und undifferenzierte, aber zumindest auf eine gewisse Tradition zurückblickende Bezeichnung *Crónicas de Indias* als Überbegriff für all diese Texte verwendet werden – und zwar selbst wenn, gemäß den von Mignolo unternommenen historischen Unterteilungen, die Briefe des Kolumbus oder Hernán Cortés zu keinem historischen Zeitpunkt als »Chronik« im engeren Sinne galten. Zum einen transportiert der im Wort enthaltene Ursprung der Zeitlichkeit, des χρόνος, die am ehesten neutrale Konnotation des ›Zeitzeugnisses‹ außerhalb von Gattungskategorien wie Geschichtsschreibung und Literatur, wie Sachtext oder Fiktion; zum anderen scheint mir ein all diese Texte über ihre Gattungs-, Typus- und Diskursunterschiede vereinender Zusammenhang zu existieren, der sie zugleich auch von den übrigen zeitgenössischen Quellen sowohl philosophischer als auch literarischer und sogar juristisch-administrativer Art absetzt: die Konfrontation mit einer bislang noch nicht beschriebenen und daher nicht selbstverständlich beschreibbaren Realität; die Interpretation und Reinterpretation des Kosmos angesichts der in ihn einbrechenden Andersheit und die dazu verwendeten sprachlichen und textlichen Verfahren. Kurz: Die »Haltung des Menschen vor dem Unbekannten«.

In dieser Funktion haben die Texte, die in Europa traditionell als historiographische und damit Datenquellen für das Jahrhundert der Conquista dienten, in heutigen Tagen ihre Funktion als Werke der Geschichtsschreibung, als die sie ursprünglich oft konzipiert waren, bis zu einem gewissen Grade eingebüßt und sind selbst dem Gebiet der Literatur zugeschlagen worden. Gerade die gravierenden Unterschiede, welche ein halbes Jahrtausend zurückliegende Schriften bezüglich des Verständnisses von Wirklichkeit, Wahrheit und Wahrscheinlichkeit aufweisen, lassen es als müßig erscheinen,

die Chroniken distanzlos als Faktenquellen im Sinne der positivistischen Geschichtsschreibung zu betrachten und sie nach dem Kriterium einer historischen Wahrheit zu beurteilen. Eine der scharfsinnigsten Beobachtungen zu diesem Punkt hat bereits 1940 Edmundo O’Gorman getroffen:

Generell gesprochen, lässt sich behaupten, dass die Texte, die man historische Quellen nennen kann, von seiten unserer Geschichtsschreiber zwar gewiss einer seriösen und intensiven Kritik unterzogen wurden, diese jedoch unzureichend ausgerichtet war. Es findet sich grundsätzlich eine Tendenz, sie – um eine ausdrucksstarke Metapher heranzuziehen – als Minen zu betrachten, aus denen gewisse Daten und Nachrichten an den Tag befördert werden können. Das Mindeste, das man heute diesbezüglich sagen kann, ist, dass dies eine völlig ineffiziente Position ist, und sei es allein, weil diese Texte auch als eigenständige Gesamtwerke zu deuten sind. Man kann nicht mehr darüber hinwegsehen, dass ein Buch, ein Text, eine Quelle, ebenso die Antwort auf einen Willen sind, der seinerseits auf einer unbestimmten Serie von Voraussetzungen ruht. Aus diesem Grund besagt ein Buch viel mehr als das, was sich aus einer fragmentarischen Analyse ableiten lässt. Diese Voraussetzungen formen einen unerschöpflichen historischen Komplex, so unerschöpflich wie die Wirklichkeit selbst, und in diesem Komplex können wir dank der Behandlung von Texten als Gesamtwerken diejenigen von ihnen ausfindig machen, die für uns fundamental sind, und auf diese Weise das Geheimnis und den Schlüssel dessen besitzen, was dieser Text für uns an Fundamentalem enthält⁶⁰.

Mehr als eine Analyse von geschichtlichen Fakten im Sinne einer unmittelbaren Realität sollte die heutige Arbeit mit diesen Texten daher eher den Versuch zum Inhalt haben, die aus ihnen sprechende Interpretation der Wirklichkeit und die zu diesem Zwecke verwendete sprachliche Form der Darstellung zu betrachten. Aus dieser Blickrichtung ergibt sich eine grundsätzlich andere Lesart der Chroniken als die, welche für einen Historiker oder Anthropologen verbindlich wäre. Es geht nicht darum, aus den Texten die historische Wahrheit abzuleiten, sondern vielmehr darum, zu untersuchen, wie sich die Chronisten den Dingen der Neuen Welt in ihrer Fremdheit nähern. Der heute vielfach formulierte Vorwurf an Kolumbus und die ersten *Cronistas de Indias*, nicht die Neue Welt *entdeckt*, sondern eine der Alten ähnliche auf der Basis ihrer eigenen Vorstellungswelt *erfunden* zu haben, verliert in diesem Lichte seinen Sinn. Grundsätzlich stellt sich in diesem Rahmen die Frage, bis zu welchem Punkt die ›Entdeckung‹ von Wahrheit, die Darstellung von Wirklichkeit und ihre wissenschaftliche oder philosophische Deutung nicht grundsätzlich von einer Form der

›Erfindung‹ abhängt, die das Imaginarium erzeugt, auf Basis dessen die Erschließung von Wirklichkeit überhaupt erst möglich wird, oder, wie Lezama Lima bezüglich seiner Konzeption der »imaginären Weltalter« unterstreicht: »Eine Technik der Fiktion wird unumgänglich sein, wenn die historiographische Technik die Herrschaft ihrer Genauigkeit nicht errichten kann. Eine Verpflichtung fast, das noch einmal zu erleben, was man nicht mehr genau angeben kann.«⁶¹

I.3. A-Topien, U-Topien: Die Magnetisierung des Unbekannten

Als das für die genannten Autoren anfangs schwer eingrenzbares Zentrum all dieser Texte ergibt sich das Phänomen des Unbekannten, seine Unfassbarkeit ebenso wie die Notwendigkeit, es zu deuten und zu ordnen. Die Einzigartigkeit dieses Vorhabens in der bisherigen europäischen Geistesgeschichte – zumindest in dieser massiven Form, die vereinzelte Reiseberichte aus einer Welt des Wunderbaren weitaus übersteigt – grenzt die ersten Schriftzeugnisse aus Amerika in überraschend deutlicher Weise von der bisherigen Überlieferungstradition ab, und nicht weniger auch von den zeitgleich in Europa entstandenen Texten. Für viele lateinamerikanische Denker wie Pedro Henríquez Ureña⁶² und José Lezama Lima wird vor diesem Hintergrund das Bordbuch des Kolumbus zum ersten nicht mehr auf ein europäisches Modell reduzierbares Zeugnis lateinamerikanischer Literatur werden. Auf der Suche nach dem Urgrund einer lateinamerikanischen Identität stoßen sie immer wieder auf die Hauptobsession der Chroniken, ihre Haltung gegenüber dem Unbekannten, das so zum ›magnetisierenden‹ Urstimulus der lateinamerikanischen Literaturgeschichte schlechthin gerät: »Die Magnetkraft des Unbekannten ist auf der amerikanischen Seite unmittelbarer und begieriger. Das Unbekannte ist beinahe unsere einzige Tradition. Kaum erweisen sich eine Situation oder Worte für uns als unbekannt, sticht sie uns, packt sie uns«⁶³, so Lezama.

Die Zeugnisse der Findung Amerikas erweisen sich vor dem Hintergrund des *desconocido* und der sich aus der Konfrontation mit ihm ergebenden Reflexionen gleichzeitig aber als Marksteine einer Zivilisation, die man vielleicht hier zum ersten Male als ›die westliche‹ bezeichnen kann. So wie die homerischen Epitheta, wie das goldene Mykene, die rosenfingrige Eos, das weinfarbene Meer für Jahrtausende als poetische Fiktionen galten und mit Schliemann plötzlich wieder einen ungeahnten Wirklichkeitsstatus erhalten, gewinnt durch die Fahrt des Kolumbus eine Welt Gestalt, die

bislang nur, sei es im Atlantis-Mythos oder der Fahrt des Odysseus zu den Antipoden bei Dante, eine imaginäre Möglichkeit, eine Spekulation darstellte. Auf diese Weise macht das Lauern auf das im geschriebenen Text Verheißene Kolumbus auch zu einem vorgebildeten Schliemann, der mittels eines kühnen Gebrauchs von Tropen (im rhetorischen Sinne) die Bewohnerinnen der karibischen Tropen (im ptolemäisch-kosmographischen Sinne) mit dem eines amerikanischen Homer würdigen Epitheton ausstattet: ›mit Haaren wie Pferdeseide‹.

Vom circa zwölften Jahrhunderten vor Christus bis ins vergangene Jahrhundert hinein lagen in der zum Wahnsinn reizenden Präzision der Archäologen die homerischen Epiteta, das wohlbefestigte Tiryns oder das goldene Mykene, auf einer Art schwimmenden Lauer, ähnlich der vom Morgengrauen durchspülten Seegurke. Bis schließlich Schliemanns Halluzination, ausgehend von der Betrachtung eines rechteckigen Grabes in Mykene mit den sterblichen Resten von neunzehn Personen, darunter zwei kleinen Kinder, plötzlich ihre Wurzeln im homerischen Epitheton fand: »Die Gesichter der Männer waren bedeckt mit Masken aus Gold, und auf der Brust trugen sie goldene Panzer. Zwei der Frauen trugen Bänder aus Gold auf der Stirn und eine ein prächtiges Diadem. Die zwei Kinder waren eingehüllt in Folien aus Gold«. <...> Vierunddreißig Jahrhunderte, um die Wahrhaftigkeit eines Epithetons zu beweisen. Und so begannen für uns Amerikaner die Wunder überzukochen, vom Schicksal des geheimnisvollen Admirals an, der in der Haarpracht der Indiofrauen so etwas wie Pferdeseiden erhascht.⁶⁴

Der Einbruch der Realität in einen bislang der Imagination übereigneten Raum kann, wie im Falle des Kolumbus, zur rauschhaften Erfahrung des Wahrwerdens phantastischer Glücksversprechen werden. Das Unbekannte inkarniert sich als ein irdisches Paradies, als eine, wie es der paraguayische Romancier Augusto Roa Bastos nennt, »konkrete«, nicht bloß phantastische Utopie, die für ihn zugleich zum Ideal der lateinamerikanischen Literatur wird.

Ich möchte mich <...> auf eine andere Art von Utopien beziehen. Nicht die, welche sich als etwas Fabelhaftes oder Phantastisches ausweisen, sondern die, welche als keimende Energie im Herzen des Wirklichen existieren, in der Natur der Dinge selbst. Diese Utopien existieren seit immer im feinen Lauf der Geschichte, auch wenn alles sie zu negieren scheint; sie bringen mit sich ihr Versprechen und ihre Wirklichkeit; sie generieren ihren eigenen Raum der Reife und Fülle. Solche Utopien sind

die *konkreten Utopien*, die sich in der komplexen Dialektik der Geschichte ereignen. Zu dieser Art von Utopien gehört die Entdeckung Amerikas: ein Ereignis ohne Vergleich in den Annalen dieses Jahrtausends, das radikal, auf Ebene des gesamten Planeten, die bislang vorherrschende Kosmovision veränderte und die Wahrheit der konkreten kopernikanischen ›Utopie‹ bewies, die – Zeitgenossin der Entdeckung – die alten Kosmovisionen zu Boden stürzte.⁶⁵

»Der Funke des Traums war auf das Pulverkorn der Wirklichkeit gefallen« – »La chispa del sueño había caído sobre el grano de pólvora de la realidad«⁶⁶: diese bemerkenswerte Umschreibung der Ankunft des Kolumbus, nach den Worten des mexikanischen Denkers Alfonso Reyes, verdichtet wohl am prägnantesten die »konkrete Utopie«, wie man sie in den ersten Chroniken findet. In mindestens vergleichbarer Intensität sind diese Texte aber auch das Zeugnis der Enttäuschung, welche das Unbekannte auslöst, wenn es sich nicht der ersehnten Utopie anzugleichen geruht. Der Einbruch der Realität wird dann zum bösen Erwachen, die Exaltation des Neuen weicht der Erkenntnis, dass ein Kosmos zerbrochen ist, den zu kitten alleine Gott noch imstande wäre. Zwischen diesen beiden Polen, zwischen Wunder und Wirklichkeit, Illusion und Desillusion versuchen die Chronisten ihre Texte als Mittlerinstanz zu setzen.

Immer wieder durch den Einbruch der Realität überrascht und zu Neuinterpretationen gezwungen, suchen die Chronisten etwas zu interpretieren, was sich auf Basis des Bekannten nicht mehr interpretieren lässt; etwas in den Autoritätstexten zu finden, was nie beschrieben wurde. In diesem Verfahren ähneln die Chronisten den »Wesen« der eingangs zitierten Verse Hugo von Hofmannsthals. »Was nie geschrieben wurde, lesen«⁶⁷ – dies paradoxe Verfahren, von Walter Benjamin zum Lemma seiner Theorie des Ähnlichen erkoren, könnte auch die Technik des Kolumbus und seiner Nachfolger beschreiben, die vorgefundene Wirklichkeit in eine schriftliche Tradition einzureihen, in der diese eigentlich erklärtermaßen nicht auftauchen dürfte. Indem die ersten Chronisten Amerikas für ihr europäisches Publikum die unlesbare Welt, die sich vor ihren Augen auftut, in Worte und Buchstaben zu fassen suchen, entwickelt sich in den Texten der *Crónicas de Indias* aber zugleich auch der genau umgekehrte Vorgang: ›Was nie gelesen wurde, schreiben‹. Das Auffinden der Andersheit einer ›neuen‹ Wirklichkeit bringt einen Prozess in Bewegung, der zwar einerseits mit dem Wiederfinden des Bekannten, das Finden des Arguments im Topos im Sinne der antiken Rhetorik zu operieren sucht. Doch präsentieren sich bereits die ersten schriftlichen Zeugnisse aus Amerika durch ihre Begegnung mit der Andersheit des Gesehenen, das sich auch in seiner sprachlichen Darstellung

niederschlägt, als eine eigenständige und bereits voll entwickelte Ausdrucksform – *expresión americana*, um es mit dem Titel von Lezama Limas epochaler Schrift auszudrücken –, die einen eigenartigen Schwellenplatz zwischen Geschichtsschreibung, Philosophie, Theologie und nicht zuletzt fiktionaler Erzählung einnimmt und so eine Gattung literarischer Zwitterwesen konstituiert. Oder, wie Mario Vargas Llosa die *Crónicas de Indias* einmal treffend benannte: eine »Hermaphroditen-Gattung«⁶⁸.

Dieses Buch wurde gefördert durch ein Promotionsstipendium der Friedrich-Naumann-Stiftung aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und gedruckt mit Zuschüssen der VG Wort sowie der Johanna und Fritz Buch Gedächtnisstiftung. Es basiert auf der Dissertation Florian Borchmeyers zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie an der Freien Universität Berlin

Matthes & Seitz Berlin
Blaue Reihe Wissenschaft, 10

Erste Auflage Berlin 2009

Copyright © 2009 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Göhrener Str. 7, 10437 Berlin, info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Falk Nordmann, Berlin
Druck und Bindung: Elbe Druckerei, Wittenberg

www.matthes-seitz-berlin.de

ISBN 978-3-88221-666-0